

(Nachdruck verboten.)

213

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Es erhob sich ein starker Beifall, namentlich von den Jungen; sie trampelten und riefen. Pelle taumelte hinunter, er war schweißbedeckt.

Der alte Führer betrat wieder die Rednertribüne und dankte den Mitwirkenden für die erfreuliche Unterhaltung. Er wandte sich auch mit einem lächelnden Dank an Pelle. Es sei erfreulich, daß noch etwas Feuer in der Jugend glühe, wenn auch die Veranlassung mißverstanden sei. Die älteren Leute hätten die Bewegung durch böse Zeiten hindurchgeführt, hätten aber nichts dagegen, die Jugend sich versuchen zu lassen.

Pelle wollte aufstehen und etwas erwidern; aber Madame Johnson hielt ihn am Rock fest. „Daß das, Pelle,“ flüsterte sie ängstlich, „Du wagst Dich zu weit hinaus.“ Sie wollte ihn nicht loslassen und er mußte sich wieder setzen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Wangen glühten, er war atemlos, als wäre er einen Hügel hinaufgelaufen. Es war das erste Mal, daß er sich auf eine Rednertribüne hinaufgewagt hatte; die Erregtheit hatte ihn da hinaufgeschleudert.

Die Leute erhoben sich und mischten sich durcheinander. „Ist es schon vorbei?“ fragte Frau Johnson. Er merkte, daß sie enttäuscht war. „Nein, nein, nun wollen wir uns etwas spendieren,“ sagte er und führte die Alte an einen Tisch in dem Hintergrund des Saales. „Was darf ich anbieten?“ „Bitte Kaffee für mich! Du solltest aber ein Glas Bier trinken, Du bist so warm!“ Pelle wollte auch Kaffee haben. „Du bist doch eine sonderbare Mannsperion,“ sagte sie lachend. „Stürzt Dich erst in einen ganzen Schwarm von Menschen hinein und sitzt dann nachher wie ein altes Weib da und trinkst Kaffee. Was für eine Menge Menschen hier sind, es ist beinahe wie ein Fest.“ Sie sah da und sah sich mit glänzenden Augen um, mit roten Wangen wie ein junges Mädchen, das zum Tanz gegangen ist. „Nimm doch etwas mehr Haut, Pelle, Du hast ja nichts gekriegt! Dies ist wirkliche Sahne!“

Der Führer kam auf sie zu und fragte, ob er Pelles Bekanntschaft machen dürfe. „Ich habe ja durch den Vorsitzenden Ihres Fachvereins von Ihnen gehört,“ sagte er und gab ihm die Hand. „Es freut mich, Sie zu begrüßen, Sie haben ein sauberes Stück Arbeit getan.“

„Ach, es ist nicht so schlimm,“ erwiderte Pelle errötend. „Aber nun wäre es eigentlich fein, wenn es bald losginge!“

„Ich kenne Ihre Ungeduld nur zu gut,“ erwiderte der alte Führer lächelnd. „So heißt es beständig unter den Jungen. Wer aber etwas Wirkliches ausrichten will, muß bis an das Ende des Weges sehen können.“

Er schlug Pelle auf die Schulter und ging. Pelle fühlte, daß die Leute um ihn herum standen und von ihm sprachen. Gott weiß, ob du dich nicht lächerlich gemacht hast, dachte er. Nicht neben ihm standen zwei junge Leute und sahen ihn von der Seite an. Möglich kamen sie auf ihn zu.

„Wir möchten Ihnen gern die Hand schütteln,“ sagte der eine. „Mein Name ist Otto Stolpe, und das ist mein Bruder Frederik. Ein gutes Wort, was Sie da oben auslangten. Seien Sie dafür bedankt!“

Sie standen eine Weile beieinander und plauderten. „Es würde übrigens meinen Alten freuen, wenn Sie ihm guten Tag sagen wollten,“ sagte Otto Stolpe. „Saben Sie nicht Lust, mit uns nach Hause zu kommen?“

„Heute Abend kann ich nicht gut, ich habe Gesellschaft,“ erwiderte Pelle.

„Geh Du man mit,“ sagte Frau Johnson, „da hinten sehe ich ein paar Leute aus Christianshafen, mit denen kann ich nach Hause gehen.“

„Aber wir wollten doch noch ein wenig auf den Bummel gehen, wo wir doch einmal aus sind,“ sagte Pelle lachend.

„Ich, Gott bewahrel! Nee, nu haben wir heute abend genug gebummelt, mein alter Kopf ist schon ganz durchgedreht. Mach Du man, daß Du wegstommst. Vor dreißig

Jahren hätt' ich das nicht gesagt, und vielen Dank, daß Du mich mitgenommen hast.“ Sie lachte ihm ausgelassen zu.

Die Familie Stolpe wohnte in der Ulmenstraße, im zweiten Stockwerk in einer der neuen Arbeiterkasernen.

Der Aufgang war geräumig, und an der Tür war ein Namensschild aus Porzellan angebracht. Im Entree kam ihnen eine ältere, gut gekleidete Frau entgegen.

„Das ist ein Genosse, Mutter,“ sagte Otto. „Willkommen!“ sagte sie und ergriff Pelles Hand. Sie behielt sie einen Augenblick in der ihren und sah ihn an.

Drinne im Wohnzimmer saß Maurer Stolpe und las im „Arbeiter“. Er war in Hemdsärmeln und stützte die schweren Arme auf den Tisch. Er las flüsternd und bemerkte nicht, daß ein Gast in der Stube war.

„Hier ist ein Mann, den zu begrüßen Vater Freude machen wird,“ sagte Otto und legte die Hand auf den Arm des Vaters.

Stolpe erhob den Kopf und sah Pelle an. „Sie wollen vielleicht in den Verein eintreten?“ fragte er und erhob sich schwer, die Hand auf den Tisch stützend. Er war groß, mit grau gesprenkeltem Haar, die Augen waren fleckig von Kalkspitzern.

„Du mit Deinem Fachverein,“ sagte Frau Stolpe. „Du glaubst am Ende, daß kein anderer im Verein ist als Du.“

„Ja, es sind nach und nach eine ganze Menge eingetreten, Mutter, aber ich bin darum doch der erste gewesen.“

„Ja, ich bin schon im Verein,“ sagte Pelle, „aber nicht in Ihrem. Ich bin nämlich Schuster.“

„Schuster, ha, das ist ein schlechtes Geschäft für einen Gefellen; aber dafür kann man denn auch Meister werden. Das kann ein Maurer heutzutage nicht, das macht ja einen großen Unterschied; wenn man sein ganzes Leben lang Gefelle bleibt, hat man mehr Interesse, die Stellung zu verändern. Verstehen Sie wohl? Darum ist der Zusammenschluß unter den Schustern auch nur mau gewesen. Ein weiterer Grund ist der, daß sie in eigener Regie arbeiten und man sie nicht gefast kriegen kann. Aber nun ist da ja ein neuer Mann gekommen, der die Sache in Gang zu bringen scheint.“

„Ja, und das ist der da, Vater,“ sagte Otto lachend. „Zum Teufel auch, und hier stehe ich und halte mich selbst zum Narren! Dann will ich Ihnen doch noch mal guten Tag sagen. Glück auf mit Ihrem Vorhaben, junger Kamerad!“ Er schüttelte Pelle die Hand. „Wir kriegen wohl einen Schluck Bier, Mutter?“

Stolpe und Pelle kamen schnell in ein lebhaftes Gespräch; Pelle war in seinem Element. Er war bisher noch nie in das Herz der Bewegung eingedrungen. Da war so Vieles, wonach er fragen wollte, und der alte Maurer erzählte drauf los von dem Wachstum der Organisation von Jahr zu Jahr, von ihrem ersten Anfang an, wo nur ein Fachvereinsmitglied in Dänemark war, nämlich er selbst, bis auf den heutigen Tag. Er kannte alle Zahlen aus den verschiedenen Berufen, er war genau orientiert über die Entwicklungsgeschichte jedes einzelnen Vereins. Die Söhne sahen schweigend da und hörten andachtsvoll zu. Sie warteten immer darauf, etwas zu sagen, bis der Vater mit einem Kopfnicken zu erkennen gab, daß er jetzt fertig war. Der Jüngere, Frederik, der in der Maurerlehre war, sagte nicht einmal Du zum Vater; er redete ihn in der dritten Person an und sein beständiges „Vater, Vater“ klang sonderbar.

Während sie noch redeten, öffnete Frau Stolpe die Tür zu einem noch hübscheren Zimmer und bat sie, hineinzukommen und Kaffee zu trinken. Die Wohnstube hatte schon einen gewaltig vornehmen Eindruck auf Pelle gemacht mit ihren eichengestrichenen Eßtubenumöbeln und dem Koffhaarssofa. Aber hier war ein rotes Plüschmobilier, ein achteckiger Tisch aus Ruffbaumholz, mit eingelegtem schwarzen Rand und gedrehtem Solzfuß und einer Etage voller Rippfächer aus Porzellan; meistens kleine, drollige, anzügliche Sachen. An den Wänden hingen Gruppenbilder von Vereinen und Versammlungen und große Photographien von den Arbeitsplätzen, ein Gebäude während des Baues und auf dem Gerüst die Maurer zwischen ihren Kalkfüßeln, ein Stück Handwerkszeug oder eine Bierflasche in der Hand. An der Wand über dem Kanapee hing ein großes Kniestück von einem schönen

Brünetten Mann im Radmantel. Er glich halb einem träumenden Abenteuerer, halb einem Militär.

„Das ist der Großmeister,“ sagte Stolpe feierlich und stellte sich neben Belle. „Auf ihm ist das Ganze aufgebaut.“ Er stand da und versiel in Sinnen vor dem Bilde und war lange stumm; er atmete schwer und bewegte den Kopf hin und her.

„Ein stolzer Mann war er nun doch,“ fuhr er auf einmal fort. „Ihm war immer eine Schar Frauenzimmer auf den Fersen; aber wenn er sprach, hielten sie sich hübsch beiseite, denn dann ging Feuer von ihm aus, verstehen Sie? Dann hieß es: Vor mit den Männern! Und selbst den ärgsten Schlafmühen juckten die Ohren.“

„Der ist jetzt wohl tot?“ fragte Belle interessiert. Stolpe antwortete nicht. „Bitte schön,“ sagte er kurz. „Wollen wir nun Kaffee trinken?“ Otto blinzelte Belle zu, hier war offenbar etwas, woran nicht gerührt werden durfte.

Stolpe saß da und starrte in seine Tasse hinein, aber plötzlich erhob er den Kopf. „Es gibt Dinge, auf die man sich nicht versteht,“ rief er ernsthaft aus. „Aber das ist sicher, ohne den Großmeister da hätten ich und eine ganze Menge anderer jetzt vielleicht nicht als gute Familienväter dagehessen. Da waren viele schneidige Köpfe unter uns jungen Kameraden, so wie das ja immer der Fall ist; aber die Begabten sind ja auch in der Regel immer vor die Hunde gegangen. Denn wenn man keine Gelegenheit hat, es zu verwenden, dann wird man natürlich ungeduldig, und eines schönen Tages fängt man damit an, Spiritus auf die Lampe zu gießen, um das Maul zu stopfen. Ich hatt' ja selbst das verdammte Gefühl, daß mir etwas fehlte, und sing auch schon bei kleinem an, einen auf die Lampe zu gießen. Aber dann entdeckte ich die Bewegung. Noch bevor sie da war, konnte ich dummerweise beinahe sagen. Es lag so in der Luft, wissen Sie. Da war gleichsam etwas in der Luft, und man stöberte wie ein Hund, um einen Schimmer davon zu erhaschen. Bald hieß es, es sei hier, bald sei es da. Aber wenn man dahin kam, standen da bloß ein paar hungrige Männer, die schrien durcheinander über etwas, ohne daß der Teufel wußte, was es war. Aber dann trat der Großmeister vor, und das war wie ein Blitz für uns alle. Denn er konnte uns auf den Bräuden sagen, wo uns der Schuh drückte, obwohl er gar nicht von unseren Leuten war. Seit der Zeit hat man nicht nötig gehabt, nach den besten Leuten zu forschen, denn die waren in der Bewegung zu finden! Wenn sie auch nicht viele zählten, die besten waren auf alle Fälle immer mit dabei.“

„Aber nun kommt ja Wind in die Segel,“ sagte Belle. „Ja nun, nun rumort es überall! Aber woher is das gekommen? Von uns alten Veteranen, weiß Gott! Und von dem da!“

Stolpe fing an, über gleichgültige Dinge zu reden, aber ganz von selbst ging das Gespräch wieder auf die Bewegung über; Mann und Frau lebten und atmeten in nichts weiter. Es waren brave, gradlinige Leute, die ganz einfach die Menschen in zwei Arten teilten: in die, die dafür, und die, die dagegen waren. Belle atmete auf eine eigene kräftige Weise in diesem Heim, wo die Luft gleichsam vom Sozialismus geschwängert war.

Er bemerkte eine massive Truhe, die auf vier gedrehten Beinen an der einen Wand stand; sie war dicht mit Metallnägeln beschlagen und glich einem alten Zunftschrein. „Ja, — das ist die Fahne,“ sagte Frau Stolpe, schwieg aber erschrocken. Maurer Stolpe runzelte die Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

2] Von Leo Tolstoi.

Chadschi-Murat begriff, daß der Alte nicht sagen wollte, was er wußte, und was Chadschi-Murat gleichfalls wissen mußte. Er nickte leicht mit dem Kopfe und fragte nicht weiter.

„Angenehme Neuigkeiten wenigstens gibt es nicht,“ fuhr der Alte dann fort. „Nur so viel wußte ich, daß die Hasen noch immer beraten, wie sie die Adler verjagen sollen. Die Adler aber zerfleischen bald den einen, bald den andern von ihnen. In der vorigen Woche haben die russischen Hunde den Leuten in Wigiz die Heuschöber verbrannt; der Schwädel soll ihnen zerplatzen,“ sprach der Alte grimmig mit seiner heiseren Stimme.

Der Muride Chadschi-Murats trat ein. Mit den kräftigen Beinen weit ausschreitend, ging er kaum hörbar über den ausfestgestampften Erde hergerichteten Estrich, nahm gleich Chadschi-Murat

Filzmantel, Büchse und Säbel ab und hing alles, nur den Dolch und die Pistole bei sich behaltend, an dieselben Nägel, an denen bereits die Waffen Chadschi-Murats hingen.

„Wer ist das?“ fragte der Alte Chadschi-Murat, indem er auf den Eintretenden zeigte.

„Das ist mein Muride. Eldar ist sein Name,“ sagte Chadschi-Murat.

„Es ist gut,“ sprach der Alte und wies Eldar einen Platz auf einer Sitzdecke neben Chadschi-Murat an.

Eldar setzte sich, schlug die Beine übereinander und ließ seine schönen, an einen Widder erinnernden Augen auf dem Gesichte des geschäftig gewordenen Alten ruhen. Der Alte erzählte, daß in der Woche vorher ein paar wadere Burschen aus dem Dorfe zwei Soldaten gefangen genommen hätten, den einen hätten sie getötet und den anderen nach Bedeno zu Schamyl geschickt. Chadschi-Murat hörte zerstreut zu, blickte nach der Tür und horchte auf die Laute, die von außen her in die Hütte drangen. Unter dem Schutzbade vor der Hütte ließen sich Schritte vernehmen, die Tür knarrte, und der Hausherr trat ein.

Sado, der Besitzer der Hütte, war ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem kleinen Bärtchen, langer Nase und ebensolchen, wenn auch nicht so glänzenden Augen wie die seines fünfzehnjährigen Sohnes, der jetzt hinter dem Vater in die Hütte trat und sich neben der Tür niederkauerte. Der Hausherr zog an der Tür seine Holzschuhe aus, schob die alte, schäbige Lammfellmütze auf dem schon lange nicht rasierten, mit schwarzem, kurzem Haar bewachsenen Kopfe in den Nacken zurück und hochte sich Chadschi-Murat gegenüber auf die Fersen nieder.

Gleich dem Alten schloß auch Sado die Augen, hob die Arme mit ausgestreckten Händen empor, sprach ein Gebet, fuhr mit den Händen über sein Gesicht hin und begann erst dann zu reden. Er erzählte, daß von Schamyl ein Befehl ausgegangen sei, sich Chadschi-Murats, ob lebendig oder tot, zu bemächtigen. Gestern erst seien Schamyls Abgesandte fortgeritten, und da das Volk es nicht wage, Schamyl zu trohen, so sei jedenfalls die größte Vorsicht geboten.

„In meinem Hause,“ sagte Sado, „wird, solange ich lebe, meinem Gastfreunde nichts geschehen. Was wird aber geschehen, wenn Du ins Feld hinausreitest? Das ist zu erwägen!“

Chadschi-Murat hörte aufmerksam zu und nickte beifällig mit dem Kopfe. Als Sado geendet hatte, sagte er:

„Es ist gut. Ich brauche jetzt gleich einen Boten, der den Russen einen Brief überbringt. Einer meiner Muriden wird hinführen; nur hinführen soll ihn der Bote.“

„Ich kann meinen Bruder Bata mitschicken,“ sagte Sado.

„Geh, hol' doch einmal Bata hierher,“ wandte er sich zu seinem Sohne. Der Knabe schnellte empor, als wenn er Sprungfedern in den sinken Beinen hätte, und lief, die Arme hin und her schwenkend, rasch aus der Hütte. Zehn Minuten später kehrte er mit einem jehüigen, kurzbeinigen, von der Sonne ganz dunkel gebrannten Tschetschenzen zurück, der eine in allen Nähten geplachte gelbe Tscherkeska mit zerfransten Ärmeln und ein Paar schlechtstehende schwarze Lederstrümpfe trug. Chadschi-Murat begrüßte den Eintretenden und begann sogleich, ohne viele Worte zu verlieren:

„Kannst Du meinen Muriden zu den Russen führen?“

„Ja, das kann ich,“ antwortete Bata munter. „Warum soll ich's nicht können? Kein Tschetschenze bringt ihn so sicher hin wie ich. Ein anderer würde Dir vielleicht alles mögliche versprechen und gar nichts ausführen. Ich bring' ihn aber sicher hin.“

„Gut,“ sagte Chadschi-Murat. „Für Deine Mühe erhältst Du drei Silberrubel.“ Er hielt ihm drei Finger vor die Augen. Bata nickte zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe, mit dem Kopfe. Er fügte jedoch hinzu, es komme ihm nicht auf das Geld an, er tue es nur der Ehre wegen, Chadschi-Murat zu dienen. Man kenne Chadschi-Murat in den Bergen sehr gut und wisse, wie wader er auf die russischen Schweine losgeschlagen habe.

„Es ist gut,“ sagte Chadschi-Murat. „Ein guter Strich ist lang, eine gute Rede aber kurz.“

„Nun ich bin schon still,“ sagte Bata.

„Kennst Du die Stelle, wo der Argun gegenüber dem steilen Abhange die Wendung macht? Dort liegt eine Waldwiese, zwei Heuschöber stehen darauf . . .“

„Ja, ich kenne die Stelle.“

„Dort erwarten mich drei meiner Veritlenen,“ sagte Chadschi-Murat.

„Aija,“ sprach Bata und nickte mit dem Kopfe.

„Frag nur nach Chan-Mahoma. Chan-Mahoma weiß, was zu tun und zu sagen ist. Ihn sollst Du zum Fürsten Boronzew, dem russischen Befehlshaber, führen. Kannst Du das?“

„Ja, ich werde ihn hinführen.“

„Hinführen und auch wieder zurückführen — kannst Du das?“

„Ja, das kann ich.“

„Du führst ihn zurück und kommst mit ihm wieder nach der Waldwiese. Dort werde ich inzwischen eintreffen.“

„Alles werde ich tun,“ sagte Bata, erhob sich, kreuzte die Arme über der Brust und ging hinaus.

„Nun muß ich noch einen Mann nach Tschedji schicken,“ sagte Chadschi-Murat zu dem Hausherrn, als Bata hinausgegangen war. „In Tschedji ist folgendes auszurichten . . .“ fuhr er fort, während er an einer der an seiner Tscherkeska befestigten Patronen zu nebeln begann. Er ließ jedoch die Hand sogleich wieder sinken und schwieg, als er zwei Frauen erblickte, die in die Hütte eintraten. Die eine

von ihnen war Sados Gattin — dieselbe hagere, nicht mehr junge Frau, die vorher die Rissen gebracht hatte. Die andere war ein noch ganz junges Mädchen in roten Pluderhosen und grünem Besämet, mit einem Schmutz aus Silbermünzen, der die ganze Brust bedeckte. Am Ende ihres nicht sehr langen, dicken, schwarzen Zopfes, der zwischen ihren Schultern über den schmalen Rücken herabhing, war ein Silberhübel befestigt. Sie hatte dieselben munter blickenden schwarzen Kirschenaugen wie ihr Vater und ihr Bruder, suchte jedoch ihrem jugendlichen Gesichte einen strengen Ausdruck zu geben. Sie blickte die Gäste nicht an, doch sah man sogleich, daß sie ihre Anwesenheit fühlte.

Sados Gattin brachte einen niedrigen, runden kleinen Tisch, auf dem sich Tee, Honig, Käse, Maistuchen, Süßbrot und Butterfladen befanden. Das junge Mädchen trug ein Becken, eine Metallkanne und ein Handtuch herbei.

Sado und Chadjschi-Murat schwiegen, während die Frauen, in ihren weichen roten Schuhen unhörbar hin und her schreitend, den Tisch vor den Gästen bereit stellten. Eldar sah die ganze Zeit über da die Frauen in der Hütte weilen, unbeweglich wie eine Statue auf seinem Platze und hielt die schönen Widderaugen auf die gekreuzten Beine gefestigt. Erst als die Frauen hinausgegangen und ihre weichen Schritte hinter der Tür verhallt waren, atmete er erleichtert auf. Chadjschi-Murat saß nun wieder nach der Patrone an seiner Tischertafel, zog zuerst die Kugel heraus und nahm dann einen zusammengerollten Zettel aus der Hülse.

„Das ist für meinen Sohn bestimmt,“ sagte er, auf den Zettel zeigend.

„Wohin soll die Antwort gebracht werden?“ fragte Sado.

„Zu Dir, und Du wirfst sie mir geben.“

„Das soll geschehen,“ sagte Sado und verbarg den Zettel in seiner Tischertafel. Dann nahm er mit beiden Händen die Kanne und schob das Becken vor Chadjschi-Murat hin. Chadjschi-Murat streifte die Kannel seines Besämet an den muskulösen weißen Armen bis oberhalb des Handgelenks auf und hielt seine Hände unter den kristallklaren, kühlen Wasserstrahl, den Sado aus der Kanne herausfließen ließ. Das gleiche tat hierauf auch Eldar. Während die Gäste aßen, saß Sado ihnen gegenüber und dankte ihnen immer wieder für ihren Besuch. Der an der Tür sitzende Knabe wandte seine blickenden schwarzen Augen von Chadjschi-Murat nicht einen Augenblick ab und lächelte, als wollte er durch sein Lächeln die Worte des Vaters bestätigen.

Obgleich Chadjschi-Murat seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte, aß er doch nur ein wenig Käse und Brot. Mit dem kleinen Messer, das er unter seinem Dolche hervorzog, nahm er etwas Honig, den er sich auf das Brot strich.

„Wir haben sehr schönen Honig, seit Jahren hatten wir nicht mehr so viel und so guten Honig,“ sagte der Alte, offenbar stolz darauf, daß Chadjschi-Murat von seinem Honig aß.

„Ich danke,“ sagte Chadjschi-Murat und hörte auf zu essen. Eldar hatte wohl noch Hunger, doch folgte er dem Beispiel seines Murschid (Lehrer, Meister), rückte vom Tische ab und reichte Chadjschi-Murat das Becken und die Kanne.

Sado wußte, daß er sein Leben aufs Spiel setzte, indem er Chadjschi-Murat bei sich aufnahm, da nach Ausbruch des Streites zwischen Schamyl und Chadjschi-Murat an alle Einwohner der Tschetschena, unter Androhung der Todesstrafe, das Verbot ergangen war, Chadjschi-Murat zu beherbergen. Er wußte, daß die Bewohner des Dorfes jeden Augenblick von der Anwesenheit Chadjschi-Murats in seinem Hause erfahren und seine Auslieferung verlangen konnten. Doch das machte Sado keineswegs bange. Er hielt es für seine Pflicht, einen Gast zu beschützen, selbst wenn es ihn sein Leben kosten sollte, und es erfüllte ihn mit Genugtuung und Stolz, sich sagen zu können, daß er so handelte, wie es seine Pflicht gebot.

„Solange Du in meinem Hause weilst und mein Kopf mir noch zwischen den Schultern sitzt, wird niemand Dir etwas anhaben,“ sprach er zu Chadjschi-Murat.

Chadjschi-Murat sah ihm in die blickenden Augen, und als er darin las, das Sados Worte aufrichtig gemeint waren, sprach er mit einiger Feierlichkeit:

„Freude und langes Leben mögen Dir zuteil werden!“

Sado kreuzte schweigend die Arme über der Brust, zum Zeichen seines Dankes für die wohlmeinenden Worte.

Nachdem er die Fensterläden geschlossen und im Kamin Holz nachgelegt hatte, verließ er in ganz besonders froher und angeregter Stimmung das Gastzimmer und begab sich nach jenem Teil der Behausung, in dem die Seinigen wohnten. Die Frauen schliefen noch nicht, sondern sprachen von den gefährlichen Gästen, die im Gastzimmer nächtigten.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches Leben.

Von Fritz Kummer.

Der Zopf und sein Ende.

Das Alte stürzt! Auch in China. Ueber das schlafende, seit Jahrhunderten kulturell und geschichtlich stillstehende Reich der Mitte ist wie über Nacht der drängende, unftete, aufrüttelnde Geist der Neuzeit gekommen. An dem Blunder von mittelalterlichen Einrichtungen rütteln die rauhen Stürme der Revolution. Das poli-

tische Erdbeben droht die alte Ordnung samt und sonders zu zertrümmern. Den Muth und die Feindseligkeit des Volkes sucht die herrschende Klasse mit kindlichen Geiten und billigen Konzessionen zu besänftigen. Die unnachgiebige aller Regierungen sieht sich vom Volkswillen zum Nachgeben gezwungen. Sie muß Forderungen gewähren, deren Erfüllung vor nur einem Jahr noch niemand träumen konnte, ohne Aussicht zu haben, sich selbst vor dem endgültigen Untergang retten zu können. —

In der dritten Novemberwoche des verflohenen Jahres wurde dem chinesischen Volk kund und zu wissen getan, daß es ihm nun gestattet sei, den Zopf abzuschneiden. Das bedeutete einen Sieg, für dessen Größe nur die Zopfträger allein den richtigen Maßstab haben. Er entfechtete immensen Freude (im Chinesentum im allgemeinen) und bei der Haarkünstlererschaft im besonderen. Der eine freute sich, weil nun endlich das so überaus verhasste Zeichen der Knechtung verschwinden konnte, und die andere, weil für sie eine Periode der geschäftlichen Prosperität anbrach, wie sie noch nicht dagewesen und auch niemals wiederkommen wird.

Noch ehe die vom Zopf befreiende Proklamation in alle Gassen klang, standen schon die Angehörigen der so sehr verachteten Haarschneiderzunft — Rasierer, Scharpieler und Bootsleute nehmen die unterste Stufe in der chinesischen Gesellschaft ein und sind von der Verwendung um ein Staatsamt ausgeschlossen — arbeitsbereit auf der Strafe. Uebrigens verrichten sie auch sonst ihre Arbeit auf der Strafe. Vor ihrem Haus haben sie Schemel aufgestellt, worauf der Kunde geschoen und geschabt wird. Aber auch diese Sitzgelegenheit ist nicht immer bonndten. Der weniger anspruchsvolle Sohn des Landes hockt sich dort nieder, wo er den Rasierer trifft, um sich die vordere Hälfte seines Schädels glatt schaben zu lassen. So war es auch meistens an dem denkwürdigen Tage, der das Ende des Zopfes brachte. Die Haarschneider durchzogen die Gassen, nach Opfer spähend. Wer sich nicht freiwillig der Schere bequeme, wurde unter fröhlichem Gallo der Passanten dazu gezwungen. Dann gings hinaus auf die Flüsse, von Boot zu Boot. Ein unschuldiger Zopf nach dem anderen wurde gemordet. Die Zopflosigkeit nimmt rapid zu. Das ständig auf dem Rücken baumelnde und an die Unterjochung mahnende Zeichen verschwindet. Das Chinesentum fühlt sich freier, durch kein deprimierendes Merkmal mehr gekennzeichnet.

Ueber drei Jahrhunderte haben die Chinesen dieses Zeichen der Unterdrückung tragen müssen. Es kam als Folge der Eroberung des Landes durch die Mandschus. Den Unterjochten wurde befohlen, am Hinterkopf das Haar wachsen zu lassen, den Vorderkopf dagegen glatt zu rasieren. Den fremden Herrschern war es blutig ernst mit diesem Gebot: Auf die Uebertretung ward die Todesstrafe gesetzt. Das Volk, der Uebermacht sich beugend, befolgte den Befehl bis vor kurzem.

Das Ende des Zopfes werden die Freunde des Pittoresken sehr beklagen. Denn China ist dadurch um eine interessante Kuriosität ärmer geworden. Und dann: Wie soll das wenig geübte Auge des Fremden von nun an in der asiatischen Völkerverfamilie den Republikaner von dem ultra-chauvinistischen Monarchisten (Japaner) unterscheiden? Wäre der Zopf erhalten geblieben, er hätte als Kennzeichen für die politische Gesinnung der Asiaten gute Dienste leisten können und wäre als solches vielleicht noch zu hohem Ruhm gekommen. Uebrigens nahmen sich die schlanken, fejnigen Gestalten allerliebst aus mit ihren glattgeschabten Vorderhädeln und dem meterlangen Haarseil. Für den Fremden war insonderheit die Art äußerst ergöglich, wie der Zopf, den mannigfaltigen Umständen entsprechend, getragen wurde. Beim Spaziergang sah man ihn mit einem eingeflochtenen Seidenfaden in die Hofentafel geknüpft; wurde der Schabernack böser Vuben befürchtet, wanderte er in die schützende Hülle des Brustlages; der Raufahrer band ihn vorsorglich an die Lenkstange des Vehikels; drohte eine Halserkältung, wurde er als Halbtuch nicht verschmäht. Ohne Zweifel hätte die chinesische Feindigkeit später auch für den Zopf des an Maschinen hantierenden Fabrikarbeiters eine wirksame Schutzvorrichtung erfunden, erfinden müssen, um die Skalpierung zu verhüten.

Anfänglich war es harter Zwang, dann schließlich Gewohnheit oder die liebe Eitelkeit, was die Unterdrückten der Mandschus hieß, der Haarpflege volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Weg zum Rasierer wurde allgemach ebenso wichtig wie der Gang in den Reisladen. Selbst der halbnaakte Bettler glaubt an die Frisur eher als an den Wagen denken zu müssen. In die Freude des unterjochten Volkes über den Tod eines Herrschers mischte sich stets ein Tropfen Behmut. Denn wenn ein Kaiser starb, mußte zum Zeichen der Trauer während ihrer ganzen Dauer der Kopf ungeschoren bleiben. In der Regel wurde zeitig der Beginn der Trauerzeit angezeigt, um noch jedem Gelegenheit zum Rasieren zu geben.

Der Bart macht dem Chinesen wenig Mühe, schon aus dem simplen Grunde, weil davon kaum etwas vorhanden ist. Den Flaum auf der Oberlippe ersehnt der Chineser zwar ebenso inbrünstig wie der europäische Jüngling. Wenn bei ihm die gütige Natur einige Vorsten treiben läßt, werden sie zärtlich und ständig mit einem Kämmlchen oder Bürstchen geliebkost, das an einer Schnur am Kleid getragen wird.

Daß die chinesische Klasse von seltener Strapazierfähigkeit ist, wird der Weiße sofort gewahrt, wenn er sich einem gelben Rasierer überliefert. Einige Teile seiner Gesichtshaut hat er sicherlich zurüdzulassen. Ueber diesen Verlust kann auch der geringe Preis der Schaberei — ein bis drei Pfennig — nicht hinwegtrösten. Unangenehme Gefühle steigen einem schon auf, wenn man sich anstatt

mit Seife mit heißem Wasser „eingeseift“ sieht; sie steigern sich zur Beklemmung, sobald der Blick auf das Rasiermesser fällt, und wenn mit diesem plumpen, keineswegs immer glatt geschliffenen Schabeisen über die Fassade gestrichen wird, glaukt man gefoltert zu werden. Zum Glück für den Weizen ist die Rückständigkeit der Rasierer im Schwinden begriffen. Besonders in den Osten, die von der westlichen Zivilisation bespült werden, ist die Rasierkunst schon auf höherer Stufe angekommen. Die fortschrittliche Gesinnung wird durch Anschaffung von europäischen Messern und Seife bekundet. Freilich kostet es dann auch einen, sogar zwei Pfennig mehr. Aber was will dieser Preisaufschlag bezagen im Vergleich zu den Vorteilen, die dafür geboten werden?

Der chinesische Barbier ist auch Ohren- und Augenausputzer. Die Chinesen müssen großen Wert auf diese Art Reinigung der Hör- und Sehorgane legen, denn allenthalben sieht man sie sie vornehmen. Zu diesem Behuf wird der Kopf auf die seitliche Lehne des Stuhls gelegt, dann wird mit langen, dünnen Instrumenten und Bürstchen erbarmungslos im Ohr herumgewühlt. Ueber die Güte und Nützlichkeit einer solchen Prozedur werden die Europäer, die sie einmal überstanden haben, verschiedener Meinung sein. Jedenfalls sollte aber jeder sie erst einmal an sich selbst vornehmen lassen, ehe er sich darüber ein Urteil erlaubt.

Der Mandarin.

Der Mandarin ist mit viel Macht und Nimbus ausgestattet. Wenn er seinen Namen (Amtsgebäude) verläßt, um einen offiziellen Besuch zu machen, rennen ihm zwei Vorläufer voraus, die Ankunft des „großen Mannes“ ausschreiend. Diesen folgen zwei Gong-schläger, die in kurzen Intervallen eine bestimmte Zahl mächtiger Schläge auf die Kupfertrummel tun, damit den Rang des Beamten angezeigend. Dann folgt der Mandarin selbst in einer Sänfte, die, je nach dem Rang, von zwei, vier oder acht Leuten getragen wird. Unmittelbar vor der Sänfte wird ein riesiger Staatsfächer einhergeführt, zur Seite gehen Boten und Sekretäre. Verläßt der höchste Mandarin des Bezirks seinen Palast, so verländen drei Schiffe der Bewölkung die wichtige Begebenheit. Das Volk bildet in den engen Gassen Spalier. Keinerlei Hochrufe erklingen, keine Hüte werden geschwenkt (aus dem einfachen Grunde, weil die Chinesen solche nicht haben), tiefe Stille herrscht, die nur unterbrochen wird durch die lauten Schreie der für den „großen Mann“ Platz heischenden Trabanten.

Der hohe Beamte (Mandarin) ist nicht auf Rosen gebettet. Sein Arbeitstag hat kein Ende, seine Arbeit ist niemals getan. Ferien werden ihm nur beim Tode eines der Eltern gestattet. Für die Zeit der Trauer eines Sohnes und seine Eltern — offiziell drei Jahre, in Wirklichkeit nur siebenundzwanzig Monate — legt er sein Amt pro forma nieder. Dann mag er sich vielleicht noch zu Neujahr einige Tage Ruhe verschaffen. Die Stellung des Mandarins ist nicht nur mit Sorgen und viel Arbeit beladen, sondern sie ist auch keineswegs gesichert. Er hat Fadel für Dinge einzusteden, an denen er vollständig unschuldig ist, wie z. B. für eine ausgebreitete Feuersbrunst, für Hungersnot oder Ueberschwemmungen in seinem Amtsbezirk.

Aber Wall sagt in seinem Buche: „The Chinese at Home“, dem wir für unsere Darstellung vieles entnommen haben: „Einem hoch in Macht stehenden Gegner ist es nicht unmöglich, den Mandarin zu ruinieren, indem er ihn öfters befördern läßt. Kaum hat er sich in einem Ende des Reiches niedergelassen, so mag er aufgefordert werden, eine Stelle im anderen Ende anzutreten. Des armen Beamten Vermittel und Einkünfte sind bald erschöpft, und er sieht sich dem Ruin gegenüber.“

Kleines feuilleton.

Geschichtliches.

Caesarenwahnsinn. Unter den römischen Kaisern sind gewiß bedeutende Persönlichkeiten gewesen, aber auch mehrere körperlich von vornherein entartete und minderwertige Existenzen. Es ist ein sicherlich fesselndes Unternehmen, wenn ein geschulter Arzt, der gleichzeitig die nötigen Fähigkeiten zur philologischen und historischen Forschung besitzt, die Geschichte der Krankheiten bei den römischen Kaisern zu ergründen versucht. Das hat Dr. Kanngießer in der Wiener klinischen Wochenschrift für das Geschlecht der Julier ausgeführt, das mit Julius Caesar beginnt. Caesar selbst wird von den Geschichtsschreibern eine epileptische Anlage nachgesagt, und auch Shakespeare ist dieser Angabe gefolgt und hat gleich in der ersten Szene seines berühmten Trauerspiels den Krampfanfall, der den Caesar in der Rennbahn ereilt, mit allen realistischen Einzelheiten geschildert. Dr. Kanngießer erörtert die Frage, ob diese Epilepsie Caesars angeboren oder erworben war, er woben vielleicht durch Aderverletzung, Alkoholmißbrauch oder Geschlechtskrankheit. Jedenfalls scheint sich die Epilepsie bei Caesar erst in höherem Alter gemeldet zu haben, was eine Geburtsanlage nicht völlig ausschließt, aber ihre spätere Entwicklung wahrscheinlich macht. Der Nachfolger Caesars, Augustus, war zweifellos schwächlich und kränklich, was selbst die von Friedländer Bewunderung erfüllten Historiker zugeben haben. Kanngießer bezeichnet ihn als einen grausamen und heimtückischen Autokraten. Eigentliche Krankheiten

sind bei ihm nicht nachzuweisen. Augustus hatte nur eine Tochter, und von dieser vier Entkinder. Wie er mit ihnen gestanden hat, geht daraus hervor, daß er drei von ihnen gewohnheitsmäßig als seine Eiterbeulen oder Krebsgeschwüre bezeichnet haben soll. Tochter und Enkelin wurden auch von ihm verbannt und starben in Glend und Verlassenheit. Bei der Tochter Julia hat der Kaiser Tiberius noch ein wenig nachgeholfen, indem er dafür sorgte, daß sie nicht zu lange hungerte. Auch die beiden Enkel des Augustus starben jung und werden derartig geschildert, daß sie bereits entartet gewesen sein müssen. Da den Eltern des Augustus nichts nachzusagen ist, so begann der moralische Niedergang dieser Familie wahrscheinlich mit Julia, der Tochter des Augustus, an deren Verwahrlosung der Kaiser vermutlich selbst schuld war. Von seiner zweiten Gattin Livia hatte Augustus dann zwei Söhne: Tiberius und Drusus. Livia selbst wird als ein tüchtiger Mensch geschildert, aber Tacitus wirft ihr Känkefucht und Heuchelei vor. Tiberius entwickelte sich zu einer maßlosen Lasterhaftigkeit, und seine letzte Lebenszeit auf der Insel Capri ist berüchtigt. Sein Sohn Drusus war kaum um ein Haar besser. Der Neffe des Tiberius, der Kaiser Claudius, war wenigstens in späteren Jahren von höchster Nervenschwäche. Er stotterte, zitterte mit Kopf und Händen, litt an äußerst unregelmäßigem Schlaf, war also eine frühe Ruine. Ueber Messalina und ihren Sohn Britannicus, der gleichfalls Epileptiker gewesen ist, braucht kaum etwas gesagt zu werden. Und nun endlich Caligula, ein Urenkel des Augustus, und außerdem durch Blutsverwandtschaft mit der schlimmen Julia beinträchtigt. Hier wirkte alles zusammen, um eine Grundlage von tiefer Entartung zu schaffen. Niemals wahrscheinlich hat dieser Mensch einen gesunden Tag erlebt, weder in körperlicher noch in geistiger Hinsicht, und später entwickelte er sich zu offener Geisteskrankheit, die er übrigens selbst vorausgesehen hat. Dazu kam, daß er sich jede Ausschweifung gestattete. Er wird sogar von römischen Schriftstellern als der größte Ehebrecher und Blutschänder unter allen Männern bezeichnet. Später nahm sein Wahnsinn die tollsten Formen an, und die Ermordung des erst Dreißigjährigen befreite das Reich von einer Geißel, die kaum noch etwas Menschliches gehabt hatte. Mit Nero ging das Geschlecht des Augustus schließlich zu Ende, und es war die höchste Zeit. Auch bei ihm ist ohne Zweifel echter Wahnsinn entwickelt gewesen, der auch in der Art der Betätigung große Ähnlichkeit mit dem seines Onkels Caligula hatte.

Aus dem Pflanzenleben.

Weißbunte Pflanzen. Die Regel, daß die Blätter der Pflanzen grün sein müssen, erleidet mancherlei Ausnahmen; nicht nur gibt es Pflanzen, deren Blätter von Haus aus andere Farben zeigen, sondern auch an sonst grünblättrigen Pflanzen treten hier und wieder Triebe mit bunten, zumeist weißbunten Blättern auf. Soweit solche Pflanzen mit weißbunten Blättern im Zimmer gepflegt werden, läßt sich oft beobachten, daß nach den weißbunten Blättern wieder solche von nur grüner Farbe erscheinen. Manchmal schauen dergleichen Pflanzen, die in der Jugend weißbunt waren, im Alter vollständig grün aus. Man sagt, die Pflanzen sind ausgeartet; richtig bezeichnet, müßte es heißen, die grünblättrigen Pflanzen sind in die grünblättrige Urform zurückgeschlagen. Als zwei typische Beispiele für solche Pflanzen seien die Peltogyne und die Tradescantie genannt, die im Zimmer viel gezogen werden, sowohl grünblättrig als auch buntblättrig.

Die Ursachen dieser Buntblättrigkeit sind noch nicht voll erklärt. Nach Sorauer spielen zunächst gewisse Druckverhältnisse in den Knospen eine Rolle. Durch Druck wird die Ausbildung des leitenden Strangsystems gehemmt und damit zu gleicher Zeit die genügende Füllung der Zellen mit plastischem Material bereits in der Anlage gehindert. So haben wir uns die Erscheinung zu erklären, daß aus einem seither grünblättrigen Zweige plötzlich ein weißbuntes Trieb hervorbricht. In den Kulturen der Gärtner hat die Erfahrung gelehrt, daß relativer Lichtüberschuß unbedingt begünstigend wirkt. Pflanzen, die zur Buntblättrigkeit neigen, sind dann am intensivsten gefärbt, wenn ihnen recht viel Licht zuteil wurde; bei schattigem Standort und genügender Wasser- und Stickstoffzufuhr bleiben die Pflanzen grün. Die Pflanze kann sich im Schatten langsamer entfalten und dem vegetativen Wachstum mehr Rechnung tragen: sie vermag mehr Blattgrünkörperchen zu erzeugen, deren sie infolge geringerer Lichtbestrahlung auch in erhöhtem Maße bedarf. Weil es den Pflanzen im Zimmer zumeist an Licht gebricht, verliert sich bei weißbunten Zimmerpflanzen die Buntblättrigkeit so leicht. Will man die bunte Blattfarbe erhalten, so muß man den Pflanzen stets viel Licht zukommen lassen; übermäßige Düngung befördert das Vergrünen, man muß mithin die grünblättrigen Pflanzen an schmale Kost gewöhnen.

Aber auch die Temperatur kann einen Einfluß besitzen, denn die Gärtner kennen Pflanzen, die im Winter im Kaltbause, bei höchstens 4 Grad Wärme, eine starke weiße Färbung der Blätter aufweisen und die diese weiße Färbung sofort aufgeben, wenn sie im Warmbause bei hoher Wärme zu gesteigertem Wachstum veranlaßt werden.

Künstlich hervorgerufen läßt sich die weiße Färbung der Blätter bei manchen Pflanzen, wenn weißbuntblättrige Triebe auf grünblättrige Triebe gleicher oder doch nahe verwandter Arten veredelt werden. Das buntblättrige Pfropfreis beeinflusst die grünblättrige Unterlage derart, daß aus dieser auch buntblättrige Triebe hervorbrechen.